

selben Richtung östlich des Ortes weiter. Unklar ist noch der Abstieg nach Stromberg. Schmidt führt sie nördlich vom Gollenfels ins Guldenbachtal hinab. Auf dem Gollenfels (Karte Punkt 4) sind eine Anzahl spätrömischer Münzen (Konstans, Urbs Roma etc.) gefunden worden (im Besitz von Wolff-Gollenfels), die es wahrscheinlich machen, daß auch hier ein Straßenturm zu suchen ist, der nötig war, um den schwierigen Übergang über das enge Guldenbachtal zu decken. Die Strecke Stromberg—Waldalgesheim—Bingen entspricht wohl ungefähr der heutigen Chaussee (mit Abschneidung der Schlangenwindungen bei Stromberg), wenigstens bis an den Westausgang des Dorfes Weiler, von wo zwei Möglichkeiten des Abstieges nach Bingen vorliegen: durch das Mühe-Tälchen zur Drususbrücke oder durch den Bangert nach Bingerbrück. Ungefähr in der Hälfte der Strecke Stromberg—Bingen liegt nördlich der heutigen Chaussee in einem Wiesengrund „Kellerheck“ ein rechteckiges Mauerwerk von etwa 60×100 m (Karte Punkt 5), auf das Lehrer Jüliger-Münster bei Bingerbrück mich aufmerksam machte. Bei einer Besichtigung fanden sich sofort römische Ziegel im Mauerschutt.

Wenn wir die Entfernungen der an der beschriebenen Straße festgestellten Bauten nachmessen, so ergibt sich eine durchschnittliche Entfernung von 4—5 km, eine Gleichmäßigkeit, die kein Zufall sein kann. Wir haben damit m. E. ein typisches Beispiel spätrömischer Straßensicherung durch Straßenposten, die zunächst nur aus einem Turm (*turris*, *burgus*) bestanden, um den sich bisweilen weitere Baulichkeiten gruppierten, vor allem da, wo Absteigquartiere (*mansiones*) und Pferdewechselstellen (*mutationes*) erwünscht waren. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß die Entfernung von 4 bis 5 km durchgehends eingehalten worden sei. In übersichtlicherem Gelände standen die Straßenposten wohl weiter auseinander, wie es z. B. auf der Strecke von Kirchberg nach Trier der Fall gewesen zu sein scheint, denn die als Wachthäuser anzusehenden Stationen: Stumpfer Turm (*Belginum*) und Heidenpütz (eingetragen in der Archäolog. Fundkarte zum Katalog Birkenfeld) sind etwa 7 km voneinander entfernt. Zu untersuchen wäre freilich, ob nicht noch eine Station dazwischen liegt. Und das ist der Hauptzweck der vorliegenden Zeilen, darauf hinzuweisen, wo und in welcher Richtung die Erforschung der römischen Hunsrückstraßen durch die Ortsangessenen mit Erfolg betrieben werden kann. Es werden sich dann sicherlich eine ganze Reihe von Türmen, Burgi und *Mansiones* finden, wie sie kürzlich mehrfach festgestellt worden sind (Winkelmann, *Germania* I, S. 47 ff., II S. 54 ff.; Bodewig, *Nass. Heimatbl.* 1915, S. 121; Wolff, *IX. Ber. d. R.-G. Komm.* 1916, S. 76 ff.; Gündel, *Heddernh. Mitt.* VI 1918, S. 88/9; Sprater, *Pfälz. Mus.* 36, 1919, S. 21 ff).

Mainz.

G. Behrens.

Menhire auf und neben prähistorischen Gräbern.

In dem Nachwort zu P. Helmkes Bericht über „Die Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim“ (Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailsammlungen. Abt. für Vorgeschichte, II Heft 1919) bezeichnet K. Schumacher als charakteristisch für alle dortigen Brandhügelgräber von B⁵ bzw. H¹⁻³ den „äußeren einfachen Steinkranz auf Bodenniveau, der bei den Skeletthügeln fast aller Perioden im allgemeinen fehle, nur in H⁴ da und dort auftrete“. Andererseits komme „der menhirartige aufrecht stehende Stein (»Seelenthron«)“ bei Skelettgräbern von H⁴ öfters vor und sei von ihm namentlich auf Grabhügeln der Laubacher Gegend und

bei Grünberg i. H. festgestellt worden. Eine Anzahl den dortigen ganz ähnlicher Stelen auf Grabhügeln der vorrömischen Metallzeit hat R. Forrer im Anzeiger für Elsässische Altertumskunde, II. Bd., Jahrg. V—VIII, 1913—1916/17, S. 342 besprochen.

Eine weit größere räumliche und zeitliche Ausdehnung des Brauches, Grabstätten durch auf und neben ihnen nach Art der griechischen Stelen aufgestellte mehr oder weniger hohe Steine auszuzeichnen, nimmt K. Schuchhardt an, der zuletzt in seinem Buche „Alteuropa in seiner Kultur und Stilentwicklung“ 1919, eine Reihe von Beispielen, besonders aus England, angeführt und abgebildet hat. Abgesehen von den auf den Gipfeln von Grabhügeln aufgerichteten Stelen führt er Menhire mit Brandgräbern an, die ein Schachtgrab mit Skelett bei Crichtie nahe Aberdeen umgaben (a. a. O. S. 84, Abb. 23), andere vor den Eingängen zu Hügelgräbern bei den Steinalleen der Bretagne (a. a. O. S. 1) und neben den Eingängen von Dolmen und Hünenbetten in Frankreich (S. 76 ff.), endlich auch bei Grabhügeln an der Peripherie des Rundes von Stonehenge (S. 86 Abb. 24). Vgl. über die Bedeutung dieser Stelen auch Schuchhardts Ausführungen in Prähist. Zeitschr. II 1910, S. 331 und dagegen M. Lienau, Mannus V 1913, S. 195 ff., besonders S. 206.

Für alle diese Arten von Verwendung aufrecht stehender Steine zur Kennzeichnung von Gräbern vermag ich mehr oder weniger nahe verwandte Beispiele aus meinen Forschungsgebieten beizubringen. Zweifellos ist sie üblich gewesen bei den Trägern der neolithischen Kultur, welche als Denkmäler ihrer Wanderung von Norddeutschland nach dem Rhein die Megalithgräber in der Wetterau hinterlassen haben. Sowohl im Walde bei Eichen als im Junkernwald von Windecken fand sich an den südlichen Schmalseiten je einer der großen Kammern neben den flachliegenden Wandsteinen ein 2 bzw. 2,50 m hoher Findling, der, aufrecht stehend, mit der Hälfte seiner Länge tief in den Boden eingelassen war. Vgl. G. W., Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, S. 87 f. u. S. 91. Beide haben in späterer Zeit auch jüngeren Gräbern aus der Hallstatt- und Bronzezeit als Merkmale gedient, wie besonders bei der Eichener Megalithgruppe eine neben dem Fuße der Stele untergebrachte Hallstatturne bewies, die durch die im Laufe der Jahrtausende erfolgte seitliche Neigung des Findlings zerdrückt, aber auch geschützt worden war.

Für die Aufstellung menhirartiger Steine auf dem Gipfel hallstattzeitlicher Grabhügel ist besonders folgender Fall charakteristisch. Im Jahre 1903 besichtigte ich mit Professor Küster im Windecker Stadtwalde eine Gruppe sehr stattlicher Hügel im Walldistrikt „Siebenkippel“ beim Forsthaus „Aurora“, an der durch den Hanauer Geschichtsverein Ausgrabungen vorgenommen worden waren. Wir fanden einen großen Hügel, aus dem in das Vereinsmuseum u. a. eine Bronzekette aus der Latènezeit gekommen war. Er war nur bis zur Hälfte seiner Höhe vermittelt eines breiten Versuchsgrabens durchschnitten, in dessen Mitte die Stelle des Latènegrabes noch erkennbar war, an der eine 85 cm hohe Stele aus Basalt schräg aufgerichtet lag, wie sie nach der Aussage des anwesenden Vorarbeiters als Bestandteil des Latènegrabes gefunden worden war. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß der Stein nicht zu diesem gehört, sondern auf dem Gipfel eines älteren Grabhügels aufgerichtet gestanden hatte, der bei der Beisetzung der Latènefrau auf die doppelte Höhe gebracht worden war. Bei der auf diese Vermutung hin angeordneten vollständigen Durchgrabung des Hügel hat sich dann auch, wie mir mitgeteilt wurde, auf dem gewachsenen Boden, genau in der Mitte des Hügel und unter dem Grab aus der Latèneperiode, ein solches aus der Hallstattzeit gefunden (vgl. Südwesterau S. 92). Ähnliche Erschei-

nungen in Dänemark, daß man nämlich unbehauene Steine, sogenannte „Bautasteine“, die man sonst „ab und zu auf dem Gipfel eines Grabhügels aus der Bronzezeit“ antreffe, bisweilen auch im Inneren von Hügeln „und auf ihrem Boden gefunden“ habe, führt auch Sophus Müller (Nordische Altertumskunde I, 462) darauf zurück, daß der Stein „ursprünglich wahrscheinlich frei auf dem Gipfel oder am Fuße des ersten Hügels stand und bei wiederholten Beisetzungen von den neu aufgeworfenen Erdschichten bedeckt worden ist“. Er fährt fort: „Doch bei der Seltenheit aller dieser Monumente gewinnt man den Eindruck, daß es sich hier um die Anfänge eines Brauches handelt, der sich auch in den nächstfolgenden Zeiträumen verfolgen läßt, während er erst in der Wikingerzeit, zum Teil in neuer Form, stark hervortritt.“ Darin dürfte sich der dänische Forscher geirrt haben, wie die oben angeführten Beispiele aus der Steinzeit beweisen. Dagegen kann ich wiederum für seine Behauptung, daß solche Menhire nicht nur auf, sondern auch neben Grabhügeln aufgestellt wurden, eine Reihe von Parallelfunden aus meiner Erfahrung beibringen. [Dicht neben dem Bahnhof Eichen liegen im Walde mehr als 150 Grabhügel, die nach den ins Hanauer Museum gekommenen Funden verschiedenen Abschnitten der Hallstattperiode, z. T. auch der jüngeren Steinzeit und der Latènezeit angehören. Zwischen den Hügeln sieht man hier und da aufrecht oder schräg stehende Findlinge von gestreckter Gestalt. Wenn ich die Vermutung ausspreche, daß sie, oder wenigstens einzelne von ihnen, zu den Grabhügeln in Beziehung zu bringen sind, so werde ich dazu besonders durch die in den letzten Jahren in den Marburger Wäldern gemachten Beobachtungen bewogen. Auch dort fiel besonders in einer zwischen Hansehaus und dem Elisabethenbrunnen gelegenen Hügelgruppe dieselbe Erscheinung auf. Unmittelbar neben einem Hügel, in dem ein Brandgrab aus der Übergangszeit von der Bronze- zur Hallstattperiode aufgedeckt wurde, ragte ein unten 1,10 m breiter, oben spitzwinkelig im Bogen zulaufender Quarzitstein noch einen Meter hoch senkrecht über den Boden empor, in dem er, nach unten wieder schmaler werdend, noch 0,70 m tief steckte. Eine Nachgrabung ließ neben seinem Fuße in dem sonst steinfreien Boden noch mehrere kleine Steine und Holzkohle erkennen. Daß der Stein künstlich an den Platz mitten im Walde und fern von jeder Grenze gebracht worden war, konnte nicht bezweifelt werden. Der Befund schien der Angabe Sophus Müllers zu entsprechen, daß solche rohe Grabstelen in Skandinavien nicht nur auf, sondern auch neben Grabhügeln angebracht worden seien.

Unsere in Kurhessen und in der Wetterau gemachten Beobachtungen kombiniert mit Müllers und Schuchhardts Angaben und mit Schumachers Mitteilungen über ähnliche Erscheinungen im nordwestlichen Vogelsberg, wozu vielleicht auch noch manche der von F. Kofler festgestellten Monolithe in Hessen kommen (vgl. Quartalbl. für das Großherzogt. Hessen N. F. Bd. I S. 387 ff.), sprechen dafür, daß die Sitte, auf oder neben den Gräbern menhirartige Steine zu errichten, sich nicht auf einzelne Perioden und Landschaften beschränkt hat, sondern in den verschiedensten vorgeschichtlichen Zeiten und in weit voneinander getrennten Ländern geübt worden ist. Das legt von selbst die Frage nahe, ob nicht verwandte Erscheinungen, die uns die Ethnologie bei primitiven Bevölkerungen unserer Zeit erkennen und die Archäologie bei den klassischen Völkern des Altertums als die ursprünglichste Form von Gräberausstattungen wenigstens ahnen läßt, auf dieselben Anfänge und Anschauungen zurückzuführen sind, ja ob nicht die Stelen jüdischer und die Kreuze christlicher Friedhöfe — selbstverständlich abgesehen von den durch bestimmte religiöse Vorstellungen bedingten Eigentümlichkeiten der Gesamtform wie der bildlichen Darstellungen und Inschriften — letzte

Ausläufer verwandter Vorstellungen sind. Als ursprünglichstes Motiv der Anbringung aufrecht stehender Steine auf und neben den Gräbern werden wir das Bedürfnis ansehen dürfen, die Grabstätte als solche kenntlich zu machen. Dem entspricht es, daß von den Griechen nicht nur der Grabhügel, sondern auch die Grabstele als „σῆμα“ bezeichnet wurde und daß bei uns das Wort „Denkmal“ seine allgemeinste und volkstümlichste Anwendung auf Grabdenkmäler findet. Als „Denkmäler“ im eigentlichen Sinne des Wortes, zur Erinnerung an die lebenden Stifter oder an Tote, faßt Eduard Meyer zunächst auch die unseren Menhiren nach Größe und Form sehr verwandten bildlosen Stelen von Assur wie die von Gezer auf, wenn er auch die Weiterentwicklung zu sakraler Bedeutung keineswegs ausschließt (vgl. Archäol. Anzeiger 1913 S. 77 ff., bes. S. 82 f.)

Franfwurt a. M.

G. Wolff.

Drei Orte bei Ptolemäus.

Das von Ptolemäus (2, 11, 12) unter den Städten Oberdeutschlands genannte Λοκόριτον (Locoritum) — die Reihe ist Μηλόκχβος, Γραυιονάριον, Λοκόριτον, Σεγόδουνον — hat man gern, so schon Reichard und Steiner, wegen des rein äußerlichen, übrigens doch nur schwachen Anklangs mit Lohr a. M. gleichgesetzt. In Heft 3/4 dieses Jahrgangs (S. 79 f.) lehnt K. Schumacher zwar dieses Lohr, weil „ziemlich fundlos“, ab, neigt aber der Gleichsetzung mit einem andern Lohr zu; „erst F. Hertlein“, schreibt er, „hat auf den über 100 Hektar umfassenden Ringwall bei Finsterlohr im Taubertal die Aufmerksamkeit gelenkt; er dürfte Locoritum sein.“ Gewiß wird dieser Ringwall seine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben, und möglich, daß auch einmal der Name dafür gefunden wird. Aber der Name Lohr, an der Tauber sowohl wie am Main, hat nichts mit dem Namen Locoritum zu schaffen. Wir sind in der Lage, dies genau nachzuweisen an der Hand der urkundlichen Formen, die Jos. Schnetz in seiner verdienstlichen Schrift über „das Lar-Problem“ (Gymn. Lohr a. M., Progr. 1913) gesammelt hat. Die Lohr-Namen gehen zurück auf früheres Lare (außer Finsterlohr gehört im Taubergebiet auch Lohr bei Rottenburg dazu); sie gehören also zu den gut deutschen lar-Namen; lar bedeutet ursprünglich ‚Viehweideplatz‘, und besonders kennzeichnend sind die mit Artikel versehenen Flurnamen (besonders in den Niederlanden): ‚t Grootelaar‘, ein Waldplatz bei Elspeet, ‚de Ijpelaar‘ = Ulmenlar usw. Besonders reich belegt sind die alten Namensformen für Lohr am Main: ‚apud Larum‘ 1272, Laer 1309, Lare 1323, Lore 1331, Lare 1338 und so fort; erst seit dem 16. Jahrhundert wird Lor, Lohr herrschende Schreibweise. Die Verdunkelung des a in o findet sich außer im Maingebiet auch sonst in den Lar-Namen, die ganz vorwiegend auf fränkische Siedelungen zurückgehen: so ‚das Lohr‘ = Waldplatz im Habichtswald bei Heckershausen (R.-B. Kassel) und auch in dem bekannten Ortsnamen Wetzlar, das ursprünglich bloß Lare hieß und 1505 ‚sloss Lor‘ genannt wird“ (Schnetz S. 14).

Also mit der Anknüpfung von Locoritum an den Namen Lohr ist es nichts. Andererseits läßt sich die Etymologie des ptolemäischen Namens im wesentlichen leicht erkennen, was sich bekanntlich von vielen Namen der Germania magna nicht sagen läßt. Das Grundwort ist das keltische „riton“ = Furt (vgl. u. a. Zeuß-Ebel, Grammatica celt., p. 39, 88 f., 1053), das in gallischen und britischen Ortsnamen recht verbreitet ist; im Anlaut ist (nach gallischem Lautgesetz) ein p ausgefallen: prt- ist die Urform, verwandt mit lat. portus und unserem ‚Furt‘ (vgl. Kluge, Etymol. Wörterbuch s. v.). Der